Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" erscheint wochentäglich Abends und am Sonntag Morgen. Der Abonnementspreis ist für das Deutsche Reich vierteljährlich Mark 4,—, für das Ausland mit dem entsprechenden Postaufschlag. Abonnements werden bei allen Postanstalten angenommen. Für Berlin abonniert man bei den Zeitungsspediteuren und bei der Expedition der Zeitung.

Berlin SW. 48
Wilhelm-Straße Nr. 32.
Fernsprecher:
Redaktion: Amt Lützow 3291. • Expedition: Amt Lützow 2243.

Inserate nehmen die Expedition der Zeitung und alle Inseratenbureaus zum Preise von 40 Pf. für die sechsgespaltene Petitzeile und von Mark 1,50 für die vierspaltene Petitreklamezeile entgegen. Zusendungen für den Inseratenteil sind an die Expedition, für den redaktionellen Teil an die Redaktion zu adressieren. Unbenutzte Einsendungen werden nicht aufbewahrt.

Nr. 302. [51. Jahrgang.] Sonntag den 24. Dezember 1911. Zweite (Morgen-)Ausgabe. [51. Jahrgang.] Nr. 302.

Des Weihnachtsfestes wegen erscheint die nächste Nummer der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" am Mittwoch nachmittag.

Berlin, den 23. Dezember.

Weihnachten.

Das Jahr ist lang genug, um die Freude am Christfest in immer gleicher Stärke hervorbrechen zu lassen; ja, den Kindern dehnen sich die Adventswochen allmälig, und der Weihnachtstag kommt ihnen gar zu zögernd. Wenn irgendwann, so lernt die erwachsene Christenheit im Weihnachtsfest, zu werden wie die Kinder, denen der Mund des Menschensohnes das Himmelreich zusprach. — „Ein Kind zu sein, wenn man Kind ist, ist leicht; aber ein Kind werden, wenn man kein Kind mehr ist, das ist schwer." Wir wissen alle, was uns an der Unmittelbarkeit hindert, die dem Kinde so schön ansteht: es sind die Gedanken, zu denen wir immer wieder zurückkehren, die Sorgen, die man nicht loszuwerfen vermag, die Wünsche, die man gern erfüllt sähe, die Kämpfe, die auszufechten sind, die Ziele, die mit Leidenschaft erstrebt werden, die Verstrickungen, die uns umreiten, die Irrtümer, welche den einzelnen verführen und ihm die Freude rauben. Aber dennoch bleibt im tiefsten Grunde bei jedem eine Stelle unberührt; eine Saite klingt mit, auch wenn sie das ganze Jahr nicht angeschlagen wurde, — dort in der Tiefe des Menschenherzens, bis zu welcher die Weihnachtsglocken dringen und das Himmelswort von der großen Freude, die allem Volk widerfahren soll.

Bei all dem Angebot von Genuß, Vergnügen und Wohlleben fehlt in unserer Zeit gar sehr die eigentliche, wahre Freude. Man jagt den Freuden nach, aber nicht der Freude. Das Ideal des Menschenlebens ist mächtig verschoben worden, und oft jämmerlich getrübt. Leben, leben, schreit alles, und über all dem Schreien verlernen sie, daß das Ideal des Menschenlebens ja längst da ist und einst verwirklicht wurde durch den im Christfest geborenen Menschensohn, der von seiner Würde als Einziger gern mitteilt an alle diejenigen, die seinem Rufe „Folge mir nach!" ein williges Ohr leihen. Er spricht von „seinem Frieden", er verheißt den Jüngern „seine Freude", — und dies sind doch die inneren Ergebnisse seines Lebensmerkes!

Manche sagen heute, die Christenheit sei selbst daran schuld, daß der Glaube an „den einigen Menschen", den wahren Menschen, abgenommen habe und diskreditiert sei. Aber die Schuld derer, die sich auf so billige Weise ihren stillen Glauben nehmen lassen, ist mindestens ebenso groß als die Versäumnisse, die man großen Gemeinschaften zur Last legt. Schließlich ist es nicht „die Kirche", die da glaubt, sondern die einzelnen Glieder der Gemeinden sind es, die da persönlich glauben und ihres Glaubens leben sollen. Es steht wohl unter diesen niemand auf und sagt: Sehet, wie ich lebe, wie ich wirke, glaube und wandle. Die am meisten danach ringen, demütigen sich wohl am ersten vor Christo, welcher sich jeder Sünde unschuldig wußte und seinen — und unserem Vater in allen Stücken gehorsam war. Als Er vor dem Bilatus sagte: „Ich bin der König der Wahrheit", da meinte er ja nicht philosophische Erkenntnisse und himmelhohe Systeme, sondern die Wahrheit des Lebens, der Lebensführung, die endlich erschienene Wirklichkeit des gottgedachten Menschen, der Wirklichkeit im Sinne des von ihm erkannten göttlichen Willens und Wohlgefallens seinen Wandel führte und seinen Lauf vollendete.

Mögen in vergangenen Tagen und ebenso in der Gegenwart sich manche bemüht haben und noch danach streben, dem deutschen Volke seinen göttlichen Führer, seinen „Heiland" zu rauben oder sein Bild zu entstellen, — das schlichte, kleine Buch, das uns von seinem Leben erzählt und sein Werk schildert, das Evangelium, das mit der Weihnachtsbotschaft beginnt, hat etwas von der Macht Dessen, vor dem sich noch alle Kniee beugen sollen. Unangefochten steht Er da in der gesamten Christenheit, auch bei denen, welche denmach von ihm abgefallen sind. Malt auch der eine sein Bild so, der andere anders, — das Vollkommene wünscht er doch darzustellen. Größer noch würde die Übereinstimmung werden, wenn überall erkannt würde, daß es nicht in erster Linie darauf ankommt, bestimmte und fertige Ansichten von ihm zu haben, sondern zu tun, wie Er tat, soweit das ein Mensch vermag. In dem Maße, als ein Mensch sich bemüht, nach seinem Wort und Gebot zu leben, wird er auch Einblicke tun in sein Wesen und sein Wirken in der Menschenwelt. Nur dem, der danach tut, entschleiert sich die Verwandtschaft zwischen dem Göttlichen und dem Menschlichen.

Wir kehren zurück zu den Kindern. Michael Baumgarten hat vor fünfzig Jahren gesagt: „Das Märchen ist der Traum der heiligen Geschichte." Das ist ein schönes Wort. Es erklärt, wie die Kinder sich gezogen fühlen zu der Weihnachtskunde, die aus einer Wunderwelt zu ihnen spricht und ihre Herzen mit himmlischem Licht und mit Freudenbotschaft füllt. „Werdet wie die Kinder", sagt uns noch heute das Weihnachtsfest, — nur mit dem Unterschied, daß uns durch das Tun des Gottgefälligen und durch die ernste Nachfolge Christi die Wirklichkeit und die Bedeutung der Weihnachtsgeschichte ins Bewußtsein tritt, und damit die beständigen Forderungen des Christentums in ihrer bleibenden Aktualität unser Gewissen berühren. Nur dann werden wir Gott in der Höhe ehren, nur dann wird auf der Erde der Friede angebahnt werden, und die Menschen werden nach Gottes Wohlgefallen streben.

Pastor Lic. E. Breest.

Wochen-Rundschau.

Nach sechstägiger, zum Teil sehr erregter Erörterung hat die französische Deputiertenkammer dem mit Deutschland abgeschlossenen Abkommen über Marokko und Kongo die Genehmigung erteilt. Dies geschah mit 393 gegen 36 Stimmen bei 141 Stimmenthaltungen. In Pariser Blättern wird den letzteren besondere Bedeutung beigemessen. Von den 141 Abgeordneten, die weder ja noch nein sagten, gehören 68 der Opposition an und zwar 28 Nationalrepublikaner, 18 klerikale Republikaner der Action Libérale, 10 Nationalisten und 12 zur monarchischen Rechten haltende Abgeordnete. Ferner zählten dazu 49 Mitglieder der regierungsfreundlichen Linken und 24 Parteisozialisten, die sich zu ihren zustimmenden Parteigenossen in Gegensatz stellten. Es wird hervorgehoben, daß die Stimmenthaltungen auf Abgeordnete entfallen, die in der Kammer die lothringischen Grenzdepartements vertreten. Im „Matin" wird die Stellungnahme dieser Abgeordneten dahin ausgelegt, daß sie durch eine Zustimmung nicht ein „Vergessen der Vergangenheit" bekunden wollten. Nicht nur bei diesen Gruppen, sondern auch bei vielen anderen Mitgliedern der Kammer riefen die Ausführungen des sozialistischen Deputierten Jaurès lebhaften Widerspruch hervor. Die schließlich zustande gekommene Mehrheit sand sich sonach wohl hauptsächlich unter dem Gesichtspunkte zusammen, daß eine Ablehnung des Vertrages ein bedenkliches Mißtrauen im allgemeinen Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich und in ihren besonderen Beziehungen auf afrikanischem Boden herbeigeführt hätte. Jetzt hat noch der Senat das Wort. Er hat zu den mit der Vorprüfung des Abkommens betrauten Ausschuß bereits gewählt; mit der Erledigung der Angelegenheit durch den Senat wird indessen vor Ablauf des Jahres nicht mehr gerechnet. Nach einer Aeußerung des Senatsmitgliedes Ribot ist an der Zustimmung dieser Körperschaft nicht zu zweifeln. Er fügte hinzu, daß der Senat sich aber nicht nehmen lasse, die Vereinbarung auf ihre Folgen hin aufs genauste in allen Einzelheiten zu prüfen.

* * *

Von den Kämpfen um Tripolis sind aus den letzten acht Tagen zwei besonders hervorzuheben, die am 16. und am 19. d. M. stattfanden. Im ersten Falle handelte es sich um einen türkischen Angriff auf Derna, der von annähernd 2000 Mann ausgeführt wurde. Der Angriff wurde zurückgeschlagen. Am Dienstag unternahmen dagegen die Italiener einen Vorstoß von Ain Sara aus gegen das Oase von Birtobras. Hierbei trafen sie nach vorbereitenden Gefechten auf befestigte Stellungen, von denen aus die Türken mit über 3000 Mann vordrangen, denen etwa 1000 Italiener gegenüberstanden. Nach mehrstündigem Kampfe verließen die Türken die Oase, worauf die italienische Kolonne in ihr Lager bei Ain Sara zurückkehrte.

In Konstantinopel hält man nach einer heute eingegangenen Drahtmeldung an dem Entschlusse fest, Tripolis und die Cyrenaika bis zum Aeußersten zu verteidigen.

Die erwähnte Besetzung des Grenzgebiets von Solum durch ägyptische Truppen und der im Hinterlande von Tripolis belegenen Oase Dschanet durch französische Mannschaften geschah nach übereinstimmenden Meldungen im Einverständnis mit Italien.

Alexandria, 23. Dezember. Die Khedivial Mail Steamship u. Graving Dock Company gibt bekannt, daß der Dampfer „Menzaleh" nicht von dem italienischen Kriegsschiff „Calabria" mit Beschlag belegt worden ist. Die „Calabria" nahm nur 30 000 Pfr., die für Hodeida bestimmt waren, und türkische Pakete aus Konstantinopel und gab der „Menzaleh" dann die Weiterfahrt frei.

Messana, 23. Dezember. (Agenzia Stefani.) Heute ist hier der türkische Dampfer „Kaiserieh" eingebracht worden. Das Schiff war als verdächtig von dem italienischen Kriegsschiff „Puglia" aufgebracht worden, obgleich es unter der Flagge des roten Halbmondes fuhr. Die Durchsuchung des Schiffes ergab, daß nichts vorhanden war, was seine Eigenschaft als Hospitalschiff hätte rechtfertigen können. Es gab an Bord weder Betten noch die einfachsten hygienischen Vorrichtungen noch chirurgische Instrumente. Arzneien fehlten vollständig, in der Apotheke waren nur zwölf Fläschchen mit Kognak, fünf Kilo Phenol und einige Sublimatpastillen. Das Verbandmaterial bestand aus fünfzig Binden und gegen acht Kilo Verbandwatte. Das Sanitätspersonal beschränkte sich auf einen Stabsarzt, einen Chirurgen und einen Apotheker. Krankenwärter waren nicht vorhanden. In den oberen Schiffskammern befanden sich gegen 500 angeblich Matratzen, die aber mit Heu gefüllte Säcke waren. Die unteren Kammern waren mit Kohlen gefüllt. Die Küche reichte kaum für dreißig Personen. Alle diese Tatsachen sprachen dagegen, daß man das Schiff Kaiserieh als Hospitalschiff ansehen konnte, und daher wurde es mit Beschlag belegt. Es handelt sich ohne Zweifel um ein Transportschiff im Dienste der türkischen Truppen an der arabischen Küste.

* * *

In der Türkei ist trotz des Krieges mit Italien eine innerpolitische Krisis ausgebrochen, die möglicherweise zu einem Wechsel im Großwesirat und zur Bildung eines Kabinetts führen wird, in dem nicht mehr Anhänger des alten (Saloniker) jungtürkischen Komitees, der „Partei für Einheit und Fortschritt", die Mehrzahl bilden dürften. Der Kriegsminister Mahmud Schemket Pascha richtete am Mittwoch in der ottomanischen Deputiertenkammer, in der mehrere Tage hindurch heftige Debatten stattgefunden haben, einen Appell an die verschiedenen Nationalitäten, ihre internen Zwistigkeiten aufzugeben; sonst würde die Türkei, die das einzige noch unabhängige muselmanische Land sei, ihre Unabhängigkeit verlieren. Auch der Sultan sprach bei dem gestrigen Neujahrsempfang dem Großwesir und den Parlamentspräsidenten den Wunsch aus, daß die Unstimmigkeiten zwischen dem Kabinett und den Parteien und zwischen den letzteren untereinander beseitigt werden möchten. Inzwischen hat der Kammerausschuß den dringlichen Gesetzentwurf, durch den dem Sultan das Recht eingeräumt wird, ohne Befragung des Senats die Kammer im Falle eines Konflikts mit der Regierung aufzulösen sowie die Kammer in Kriegszeiten zu vertagen, dahin abgeändert, daß der Sultan die Kammer nur auf drei Monate vertagen kann, und im Falle einer Auflösung die neue Kammer binnen drei Monaten zusammentreten muß.

Die Opposition gegen das bisherige jungtürkische Regime hat sich jetzt zu einer einzigen Partei zusammengetan unter dem Namen „Partei der Freiheit und Eintracht". In dem Land sei noch nicht reif für direkte Wahlen, es sei ein Zweiklassensystem zu erstreben. Die Hälfte der Senatoren solle gewählt werden, da aber die Vorbedingungen hierfür noch nicht erfüllt seien, so sollen einstweilen alle Senatoren vom Sultan ernannt werden. Der Islam wird als Staatsreligion anerkannt, aber die Vorrechte der andersgläubigen Gemeinden werden bestätigt. Ein wichtiger Punkt des Programms ist die Bestimmung, daß der kostenlos gebotene Unterricht in den Volksschulen in der Ortssprache zu geschehen hat. Unter den Männern der neuen Partei ragen hervor der frühere Großwesir Kiamil Pascha, Saad ed Din, ein Verwandter des Sultans, der tatkräftige Oberst a. D. Sadik, der redegewandte Abgeordnete Lütfi Fikri, ferner General a. D. Ismail Hakki, ein einflußreicher Führer der Gemäßigt-Liberalen, und der konservative Senator Damad Ferid. Im Parlament wollen die Anhänger der neuen Partei sieben Stimmen Mehrheit über die Komiteepartei haben. Bestätigt sich dies, was sich wohl bald zeigen wird, so dürfte das Kabinett Said Pascha zurücktreten und der Einfluß des alten jungtürkischen Komitees eingeschränkt werden. Der Anhang dieses Komitees im Heere ist sehr vermindert. Dort sind, gemäß dem Verlangen des Kriegsministers, starke Strömungen zugunsten der Enthaltung von der Teilnahme am Politik entstanden. Als etwaige Nachfolger Said Paschas werden Hussein Hilmi Pascha, ferner Ghazi Mukhtar Pascha, der gegenwärtige Präsident des Senats, und der Londoner Botschafter Tewfik Pascha genannt.

* * *

Das Interesse an den Vorgängen in China richtete sich in der abgelaufenen Woche vornehmlich auf die Verhandlungen, die am 18. dieses Monats in Schanghai zwischen Tangschaoji, dem Delegierten Juanschikais, und Wutingfang, dem Wortführer der Republikaner, begonnen haben. Beide Teile haben zunächst den Wunsch nach strenger Beobachtung des Waffenstillstandes ausgesprochen, und im allgemeinen ist man in den verschiedenen Teilen des Reiches diesem Verlangen nachgekommen. Die Friedenskonferenz ist jedoch schon am Mittwoch wieder unterbrochen worden, der Waffenstillstand wurde bis Neujahr verlängert, und die Aussichten auf eine Verständigung zwischen beiden Parteien erscheinen zurzeit ungünstig. Beide Parteien verstärken sogar ihre Truppenmacht; für den Fall des völligen Scheiterns der Friedensverhandlungen wollen die Aufständischen auf der Pukaubahn nach Schantung vorstoßen und in Nordchina einen Landungsversuch machen. Bei den Verhandlungen in Schanghai vertrat Wutingfang den Standpunkt, daß die Republik die einzig mögliche Grundlage zu einer Verständigung sei. Die Nation, so führte er aus, würde keine andere Regierungsform als eine auf dem Willen des Volkes begründete Republik anerkennen. Die Republikaner hätten nicht die Absicht, die Mandschus zu vertreiben oder schlecht zu behandeln. Im Gegenteil, sie wollten völlige Gleichberechtigung für alle und wollten zusammen den Segen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit genießen. Tangschaoji dagegen gab auf der Friedenskonferenz weder Juanschikais Bedingungen bekannt, noch machte er Gegenvorschläge. Als er im Verlauf der Besprechungen anheimstellte, die Frage der Neuerungsform der Nationalversammlung zur Entscheidung zu überlassen, erwiderte ihm Wutingfang, eine Versammlung von Abgeordneten der Provinzen, die in Nanking stattgefunden und Vertreter von Tschili, Honang und der Mandschurei in sich begriffen habe, hätte sich bereits für die Republik ausgesprochen. Da Tangschaoji seine Vollmachten als beschränkt erklärte, ist vereinbart worden, daß er von Juanschikai telegraphisch Weisungen einholo. Juanschikai beeilt, soweit bisher bekannt, auf einer durch Verfassung eingeschränkten Monarchie, da, wie er erklärt hat, eine Republik die Integrität des Landes gefährden würde. Ob der Diktator bei dieser Ansicht bleiben wird, ist ungewiß. Um eine Verständigung auf der Nationalversammlung in Schanghai bemüht sich im Sinne Juanschikais hauptsächlich die von Chinesen und Mandschus neugegründete Nationalpartei, die Monarchisten und Republikaner unter der Gleichberechtigung der fünf Stämme (Chinesen, Mandschus, Mongolen, Muselmanen und Tibeter) gegen die von auswärts drohende Gefahr vereinen will.

Eine große Schwierigkeit für die Lösung der chinesischen Frage bildet der bei beiden Parteien herrschende Geldmangel. Die französisch-belgische Anleihe für die Kaiserlichen, die der japanische Baron Cottu vermittelt hat, soll, wie Cottu erklärte, nur zu Friedenszwecken hergegeben und erst ausgezahlt werden, wenn eine Verständigung zwischen Juanschikai und den Rebellen zustande gekommen sei. In Peking hat man in diesen Tagen mit der Ausgabe von sogenannten „patriotischen Bonds" im Betrage von 30 Millionen Taels begonnen. Es handelt sich dabei um eine erzwungene Beisteuer von Prinzen der Kaiserlichen Familie in Höhe von 2 bis 15 % ihres Einkommens. Auch die Rebellen sind ihrerseits zur Ausgabe von Papiergeld genötigt gewesen. Juanschikai hat sich auf etwaige Möglichkeiten machen. Robert betrachtete seine Umgebung und sagte sich, daß er hier im Falle eines Skandals wohl wenig Sympathien finden würde.

Die Straße war weiter nicht als eine ummerbrochene Reihe von schmutzigen kleinen Mietshäusern. Aus einer Wohnung klang der Lärm einer Weihnachtsfeier auf die Straße hinunter — langgezogene Töne einer Ziehharmonika und rohe Männer- und Weiberstimmen. Als Robert in die Nähe von Nummer 8 kam, verlangsamte er seine Schritte.

Das Haus unterschied sich wenig von den anderen; es waren dieselben kleinen Fenster, dieselben zerbrochenen Stufen vor der Tür, aber die Fenster waren blank geputzt bei Nummer 8 und die Stufen gescheuert. Hinter den Fenstern sah man Blumentöpfe. Unschlüssig blieb Robert stehen. Er hatte das Gefühl, eine Dummheit begehen zu wollen.

Die Jalousie eines Fensters war nicht ganz herunter gelassen, durch den etwa zollbreiten Spalt fiel ein Lichtstraht auf die Straße. Aus dem Zimmer klang das schrille Lachen eines Kindes heraus. Er drückte sich und preßte sein Gesicht an die Scheibe. Und dann ging ein Ruck durch seinen Körper, wie gebannt starrte er in den Raum.

Er sah ein kleines, schlecht möbliertes Zimmer. Der Tisch auf dem noch die Ueberbleibsel eines kärglichen Mahles lagen, war an die Wand gerückt und mitten im Zimmer war die „Feenkönigin". Gekleidet, wie Robert sie vor zwei Stunden im Theater gesehen hatte, tanzte sie auf dem linoleumbelegten Fußboden — tanzte, wie er sie nie vorher hatte tanzen sehen. Die grauen Augen lächelten, und an der Bewegung des Mundes erkannte er, daß sie sang.

Ein freudiger Aufschrei ließ Robert nach der einen Ecke des Zimmers blicken. Dort, in einem kleinen Bett, war ein Kind, ein kleines Mädchen von etwa 6 Jahren. Aufrecht im Bett sitzend, im Arm eine zerbrochene Puppe, beobachtete sie die Tänzerin. Die Augen in dem schmalen, elfenbeingarben Gesicht leuchteten wunderbar. Neben dem Bett, häßlich angelehnt, lehnten ein paar schwarze Krücken an der Wand.

Das war also das Geheimnis. Robert Danton empfand ein Würgen in der Kehle, als er zu dieser Erkenntnis kam. Beschämt stand er auf und ging unsicheren Schrittes die Straße hinunter, um in die Stadt zurückzukehren. — — —

Die Galavorstellung war glänzend verlaufen. Die Besucher sprachen alle begeistert von der Schönheit der „Feenkönigin", als sie in Strömen aus dem Theater kamen.

Robert Danton saß in seinem Bureau am Pult, ließ die Feder hastig über das Papier gleiten und sah alle fünf Minuten nach der kleinen Standuhr auf dem Kaminsims.

Flitter.

Novellette von David Whitelaw.
Deutsch von Louis Kukol.

[Nachdruck verboten.]

Der Wind pfiff um das große viereckige Theatergebäude. Er fing sich in der kleinen Sackgasse, deren tiefes Dunkel von dem hellerleuchteten Bühneneingang grell unterbrochen wurde. In seiner Graupelregen rieselte hernieder, und die beiden Mädel, die eben aus der Tür traten, blieben zögernd unter dem schützenden Portal stehen, um abzuwarten, ob nicht einer der Zigaretten rauchenden jungen Herren den Mut finden würde, ihnen einen Schirm anzubieten. Aber keiner dachte daran.

Das größere der beiden Mädchen schauderte zusammen und zog sich den billigen Seidenschal dichter um die Ohren.

„Die „Feenkönigin" hat einen Schirm", sagte sie. Ihre Begleiterin stieß sie leise an.

„Braucht sie auch, wenn sie so ein Paket zu schleppen hat. Was fiebst Du wohl gar nicht?"

„Was denn?"

Das andere Mädchen sah sich nach dem Portier um, der, scheinend in seine Zeitung vertieft, hinter der Tür saß.

„Gott, ich will sa gar nichts gesagt haben, Maud. Ich bin das Mädel zwar nicht leiden, aber ich will sie nicht ins Unglück bringen. Sie hat sich ihre Garderobe mitgenommen, damit Du, das Flitterkleid aus der ersten Szene. Es wird ja heute abend nicht wieder gebraucht; da wird sie es wohl vergessen. Mark kriegt sie sicher dafür! Die wird ein besseres Weihnachtsfest haben als wir!"

Maud Clairton trat auf die Straße und sah zum Himmel.

„Komm, Kleine, es regnet kaum noch. Und ärgere Dich nun nicht wegen des Weihnachtsfestes. Wir wollen uns schon zusammen amüsieren."

Die Jünglinge sahen sich interessiert um, als die beiden Hauptdarstellerinnen, die Röcke bedenklich hoch geschürzt, in ihren nördlichen Lackschuhen über die Straße trippelten, um bald im Gewühl der High Street zu verschwinden.

Der Portier sah hinter der Zeitung vor, und, nachdem er sich vom Verschwinden der Damen überzeugt hatte, ging er schnell nach der eisernen Tür, die auf die Bühne führte.

„Tatschächlich, Willis, ich kann es nicht glauben. Das kleine Ding macht einen so netten Eindruck. Der alte Denver, der sie empfohlen hat, sagt, daß er sie seit Jahren kenne."

Der Portier zog die beiden Schultern hoch. 20 Jahre Theaterdienst hatten seinen Glauben an die Menschheit erschüttert.

„Ich erzähle Ihnen bloß, was ich gehört habe, Herr Danton. Mir kann es ja egal sein — aber ich muß doch so was melden, ich bin doch dazu angestellt —"

Der junge Regisseur legte seine Hand auf die Schulter des Mannes.

„Sie haben ganz richtig gehandelt, Willis; aber ich will die Sache selbst untersuchen. Gute Nacht!"

Einen Augenblick blieb Robert Danton vor dem Kamin stehen und sah nachdenklich in die rote Glut. Er fragte sich, warum die Diebstahlsgeschichte, die er eben gehört hatte, solchen Eindruck auf ihn gemacht hatte und warum er zögerte, sie wie üblich durch ein Entlassungsschreiben zu erledigen.

Stella Bargrave eine Diebin! Er konnte, er wollte es nicht glauben — und doch — —

Es gab einen Weg, der Sache auf den Grund zu kommen. Einen Augenblick ergriff Danton, dann nahm er ein Schlüsselbund von seinem Schreibtisch und verließ das Zimmer. Er borgte sich vom Heizer eine Laterne und ging über die Bühne nach den Garderoben der Damen. Es sah nicht sehr ordentlich aus in dem Zimmer, das Stella Bargrave mit zwei Kolleginnen teilte. Auf den Toilettentischen vor den großen Spiegeln standen Puderbüchsen, Schminkkästen und Parfümflaschen, auf dem Fußboden waren Fuschachteln und Kartons aufgestapelt. Danton öffnete den Schrank der „Feenkönigin".

Mit einem leisen Ausruf trat er zurück. So war es also doch wahr! Nicht allein das Flitterkostüm fehlte, sondern auch von der seidenen Unterwäsche und den silbernen Schuhen war nichts zu sehen. Ein strenger Zug legte sich um Dantons Mund, als er daran dachte, was seine Pflicht wäre. Bis zur Vorstellung konnte solch ein Kostüm jedenfalls nicht wieder hergestellt werden, und das angekündigte Stück mußte doch unter allen Umständen gegeben werden.

Er sah auf die Uhr. Es war noch früh — kaum halb zehn. Er schloß den Schrank und ging nach seinem Kontor zurück. Dort nahm er das Mitspielerverzeichnis vor. Richtig, hier stand es: Stella Bargrave, Chapel Row Nr. 8, Cliffgates. —

„Bleiben Sie noch lange, Herr?"

Danton schrack zusammen, als wäre er bei etwas Unrechtem ertappt. Der Heizer stand in der Tür.

„Ich, Sie sind es! — Nein, ich wollte gerade gehen". Der Regisseur zog seinen Mantel an. Uebrigens Harry, wo ist die Chapel Row in Cliffgates?

Der Mann legte die Hand an die Stirn und dachte nach.

„Chapel Row, Herr, das ist furchtbar weit. Sie können die Bahn an der Ecke nehmen. Sie wollen doch hoffentlich nicht mehr heute abend dahin? Es ist ein mächtiges Ende bis Cliffgates —"

„Ich wollte nur wissen, wo es ist, Harry. Sie können mich vorne herauslassen — so, danke, gute Nacht!"

Auf der Freitreppe vor dem Theater bleibt Robert Danton stehen und steckt sich eine Zigarre an. Der Regen hatte nachgelassen und Männer, Frauen und Kinder eilten mit Paketen beladen über das nasse Trottoir der blieben stehen, um sich den hell erleuchteten, weihnachtlich geschmückten Fenstern zu sehen.

Ein paar Minuten starrte der Mann in das bunte Treiben, dann blieb sein Blick an der glitzernden Auslage des gegenüberliegenden Ladens hängen und das schimmernde Flitterkleid sah ihm wieder ein. Er fühlte, daß er nicht zur Ruhe kommen würde, bis er die Angelegenheit aufgeklärt hätte.

Die Fahrt in dem dumpfen Straßenbahnwagen schien kein Ende zu nehmen. Straßen und Straßen, Plätze, lange Reihen brechenden Jalousien. — Wie schrecklich für die „Feenkönigin", jeden Abend diese Reise vor sich zu haben! Außerdem mochte gewiß sehr oft, wenn sie abends frei wäre, keine Bahn mehr fahren. Dann hieß es also, den ganzen Weg laufen, dann mußten also diese armen kleinen Füße, die schon von den Tänzen im Feenpalast und in den Nirengrotten so ermüdet waren, zwei Meilen durch Schnee oder Schmutz dahinwaten. —

Der Wagen hielt endlich an der Kreuzung zweier Straßen. Auf der einen Seite war ein halb eingefallener Zaun, der die Straße vom offenen Gelände abschloß. Große Schutthaufen hoben sich vom Abendhimmel ab und ganz in der Ferne färbte der helle Schein eines Hochofens den Himmel rot. Aus einer Kneipe an der Ecke scholl Musik heraus und hinter den Gardinen sah man die Schatten tanzender Gestalten.

Der Schaffner kam, die Schnur der Leitungsstange in der Hand, um den Wagen herum und sah den unschlüssig dastehenden Regisseur an.

„Sie wollten doch nach der Chapel Row, nicht?"

Danton nickte. —

„Gleich hinter der Laterne dahinten links, Herr!" — „Danke vielmals, Herr, danke schön!"

Robert eilte auf die bezeichnete Laterne zu, bei deren Schein er den Namen der dunklen Nebenstraße lesen konnte. Jetzt, als er so weit war, schien es ihm, als hätte er alles bald unbewußt unternommen, als hätte ihn eine höhere Macht vorwärts getrieben.

Er fragte sich, was er dem Mädchen sagen, wie er ihr die Sache auseinandersetzen sollte. Er war schließlich kein Kriminalbeamter, der in höherem Auftrag handelte, und vielleicht würde ihm der Vater oder der Bruder des Mädchens Unannehmlichkeiten machen. Robert betrachtete seine Umgebung und sagte sich, daß er hier im Falle eines Skandals wohl wenig Sympathien finden würde.

Die Straße war weiter nicht als eine ummerbrochene Reihe von schmutzigen kleinen Mietshäusern. Aus einer Wohnung klang der Lärm einer Weihnachtsfeier auf die Straße hinunter — langgezogene Töne einer Ziehharmonika und rohe Männer- und Weiberstimmen. Als Robert in die Nähe von Nummer 8 kam, verlangsamte er seine Schritte.

Das Haus unterschied sich wenig von den anderen; es waren dieselben kleinen Fenster, dieselben zerbrochenen Stufen vor der Tür, aber die Fenster waren blank geputzt bei Nummer 8 und die Stufen gescheuert. Hinter den Fenstern sah man Blumentöpfe. Unschlüssig blieb Robert stehen. Er hatte das Gefühl, eine Dummheit begehen zu wollen.

Die Jalousie eines Fensters war nicht ganz herunter gelassen, durch den etwa zollbreiten Spalt fiel ein Lichtstraht auf die Straße. Aus dem Zimmer klang das schrille Lachen eines Kindes heraus. Er drückte sich und preßte sein Gesicht an die Scheibe. Und dann ging ein Ruck durch seinen Körper, wie gebannt starrte er in den Raum.

Er sah ein kleines, schlecht möbliertes Zimmer. Der Tisch auf dem noch die Ueberbleibsel eines kärglichen Mahles lagen, war an die Wand gerückt und mitten im Zimmer war die „Feenkönigin". Gekleidet, wie Robert sie vor zwei Stunden im Theater gesehen hatte, tanzte sie auf dem linoleumbelegten Fußboden — tanzte, wie er sie nie vorher hatte tanzen sehen. Die grauen Augen lächelten, und an der Bewegung des Mundes erkannte er, daß sie sang.

Ein freudiger Aufschrei ließ Robert nach der einen Ecke des Zimmers blicken. Dort, in einem kleinen Bett, war ein Kind, ein kleines Mädchen von etwa 6 Jahren. Aufrecht im Bett sitzend, im Arm eine zerbrochene Puppe, beobachtete sie die Tänzerin. Die Augen in dem schmalen, elfenbeingarben Gesicht leuchteten wunderbar. Neben dem Bett, häßlich angelehnt, lehnten ein paar schwarze Krücken an der Wand.

Das war also das Geheimnis. Robert Danton empfand ein Würgen in der Kehle, als er zu dieser Erkenntnis kam. Beschämt stand er auf und ging unsicheren Schrittes die Straße hinunter, um in die Stadt zurückzukehren. — — —

Die Galavorstellung war glänzend verlaufen. Die Besucher sprachen alle begeistert von der Schönheit der „Feenkönigin", als sie in Strömen aus dem Theater kamen.

Robert Danton saß in seinem Bureau am Pult, ließ die Feder hastig über das Papier gleiten und sah alle fünf Minuten nach der kleinen Standuhr auf dem Kaminsims.